

Generalsuperintendentin Ulrike Trautwein, Sprengel Berlin

19. Sonntag nach Trinitatis (Erntedank), 07. Oktober 2018, 18 Uhr

Predigt über Jakobus 5,13-16

Gott schenke Dir ein Wort für Dein Herz und ein Herz für sein Wort!

Der Predigttext für den heutigen Sonntag stammt aus dem Jakobusbrief, dem 5. Kapitel, die Verse 13 bis 16. Dieser Brief wurde von Luther einst geschmäht als stroherne Epistel und von ihm fast ans Ende der Bibel verbannt, weil dieser Jakobus mit seiner Forderung nach den guten Werken diametral zu Luthers erlösender Erkenntnis stand. Zu der Erkenntnis, dass es in allererster Linie um unseren Glauben, um unser Vertrauen in Gott geht und dass es daneben kein noch so gutes Werk, kein noch so gutes Tun geben kann, das uns aus sich selbst heraus nah an Gott bringt.

Ja, dieser Jakobusbrief ist ein Text, den hätte ich- salopp gesprochen, früher nur mit der Kneifzange angefasst und jetzt fasst er mich an: unmittelbar!

Leidet jemand unter euch, der bete; ist jemand guten Mutes, der singe Psalmen. Ist jemand unter euch krank, der rufe zu sich die Ältesten der Gemeinde, dass sie über ihm beten und ihn salben mit Öl in dem Namen des Herrn. Und das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen, und der Herr wird ihn aufrichten; und wenn er Sünden getan hat, wird ihm vergeben werden.

Bekannt also einander eure Sünden und betet füreinander, dass ihr gesund werdet. Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist.

Ja, jetzt fasst er mich an:

Werkgerechtigkeit hin oder her: Inzwischen weiß ich so viel mehr um die zerstörerische Kraft von Krankheiten aller Art. Und ich habe schmerzlich verstehen gelernt: Sünde zerreißt viel Leben, Beten ist eine große Sehnsucht- und es gibt kaum etwas Schmerzhafteres als die Verletzungen, die wir uns innerhalb einer Gemeinschaft zufügen, kaum etwas Schwierigeres als diese zu bearbeiten und zu versöhnen.

Ja, deshalb trifft mich dieser Text unmittelbar und ich suche in den Worten des fernen Schreibers Seelentrost und Wegweisung auch für uns heute.

Und so gilt, nicht nur bei mir, der Jakobusbrief schon länger nicht mehr als „stroherne“ Epistel, sondern wird als engagierter Brief an die Christen in der Diaspora gelesen.

Wie bei so vielen biblischen Briefen verhält es sich auch bei diesem: er ist geschrieben worden mitten in die Streitereien einer Gemeinde hinein. Um welche Gemeinde es sich dabei genau handelte, das wissen wir heute nicht, manches lässt darauf schließen, dass es die Gemeinde in Alexandria war. Es steht zu vermuten, dass sich der Schreiber des Briefes mit dem Namen des Jesus-Bruders Jakobus schmückt, um seinen Worten Autorität zu verleihen, damals eine gängige Praxis. Vielleicht hieß er aber auch wirklich selber Jakob, schließlich war das ein gängiger Name damals. Relativ sicher ist auf jeden Fall, dass der Brief nicht von Jesu Bruder stammt, dazu ist das Griechisch, in dem er verfasst wurde, zu gut. Dazu weist die

Gemeindesituation, in die hinein er schreibt, auf eine spätere Zeit hin, in der sich schon festere Formen des christlichen Miteinanders ausgebildet hatten.

Es gibt jeden falls Streit und Jakobus macht der Gemeinde deutlich, dass es ohne barmherziges Tun kein echtes christliches Miteinander geben kann. In diesem Zusammenhang weist er auf die Krankensalbung hin. Eine Praxis, die in der frühen Kirche gang und gäbe war und aus der sich dann im frühen Mittelalter in der römischen Kirche das Sakrament der letzten Ölung entwickelt hatte.

Jakobus fordert die Mitglieder der Gemeinde auf zu denen nach Hause zu gehen, die leiden und die nicht mehr an der Gemeinschaft teilnehmen können. Zunächst beschreibt er in verschiedenen Schritten wie ein christlich gelebter Alltag aussehen soll: wenn es einem nicht gut geht, dann soll man beten- empfiehlt er. Wenn man dagegen fröhlich ist und es einem gut geht, dann soll man Psalmen singen. Wer aber nun total am Boden liegt, soll einen Gemeindeältesten darum bitten zu kommen, um einem beizustehen. Egal nun, ob es sich um ein körperliches Leiden oder vielleicht sogar um ein spirituelles oder seelisches Leiden handelt. Zu dieser Zeit war die Berufslandschaft noch nicht ausdifferenziert und die, die sich Ärzte nannten, waren ein rares Gut und standen nur für wenige Wohlhabende zur Verfügung. Heilung suchte man eher bei Priestern oder Wundertätern. Spannend deshalb und außergewöhnlich, dass Jakobus solches Heilen der Gemeindeleitung zutraut und nicht nur das: Er beauftragt sie damit regelrecht. Sie sollen für die Begleitung und vielleicht sogar Wiederherstellung der Menschen sorgen. Nicht irgendwelche Heiler, wie damals üblich, sollen sich um die Kranken kümmern, nein, die Menschen aus der Gemeinde selber sollen sich in diese Verantwortung hineinstellen lassen.

Jakobus Vorschläge - oder sind es eher Mahnungen – sie zeigen eindrücklich, in welche Richtung sich die junge christliche Gemeinde in dieser Zeit entwickelt. Das Bekenntnis zu Christus, der sich aus der Verletzung des Todes befreit hat, dieses Bekenntnis verwandelt die Menschen in eine fürsorgliche Gemeinschaft, die das Leiden ihrer Mitglieder nicht ausblendet, sondern sich um die Menschen bemüht, die verletzt wurden und darniederliegen.

Jakobus ist überzeugt davon: Aus Jesu Auferstehung wächst allen Menschen, die ihm nachfolgen, die Kraft zu, heilend auf andere zu wirken. Und nicht nur auf einzelne Menschen, sondern auch auf die ganze christliche Gemeinschaft.

Jakobus versteht die liebevolle Zuwendung zu allen, die leiden und die Kraft der Heilung als eine Gabe und Aufgabe der Gemeinde. Damit werden seine Worte auch zu einer Absage an esoterische Heilkulte und an die Verehrung einzelner – ich nenne sie mal – Gurus. Aber eben nicht nur für physische Krankheiten, auch für die eigenen innergemeindlichen Zerwürfnisse, die sooft ähnliche zerstörerische Kräfte entwickeln wie eine ansteckende Krankheit, auch dafür setzt Jakobus auf das gemeinsame Gebet. Bekennt also einander eure Sünden und betet füreinander, dass ihr gesund werdet.

Eine deutliche Ansage in schwierigen Zeiten. Eine Ansage, die voraussetzt, dass wir Menschen Einsicht zeigen in unsere persönlichen Grenzen. Erst dann, wenn wir uns eingestehen, dass wir nicht immer recht haben mit unseren Einschätzungen, dass wir selbst, wenn wir nach bestem Wissen und Gewissen handeln, uns manchmal täuschen und falsche Wege gehen. Erst dann, wenn wir von dieser Sünde „recht haben zu müssen“ lassen können, sind wir bereit und fähig das zu überwinden, was uns miteinander im Weg steht und was uns voneinander und von Gott trennt. Bekennt also einander eure Sünden und betet füreinander, dass ihr gesund werdet. Und Jakobus geht noch einen Schritt weiter, es bleibt nicht dabei, dem miteinander nachzugehen, was wir im Einzelnen getan haben. Jakobus will, dass wir beten, **füreinander**, damit wir gemeinsam gesund werden. Wenn wir schaffen, das wirklich zu tun, dann blüht unser Leben

auf. Ja, wenn wir so leben können: aus dem Vertrauen heraus, dass Christus nicht nur sich, sondern **auch uns** aus allen Verstrickungen der Sünde und des Todes befreit hat, dann werden wir gesund. Ja, wenn wir so glauben und leben können...

Unser christlich geprägtes Land hat in vielerlei Hinsicht den Anschluss zu seinen christlichen Wurzeln verloren. Gerade darin liegt unsere Aufgabe als christliche Gemeinde, nicht von diesen Wurzeln abzulassen und sie immer wieder zu pflegen, damit unser Glaube weiter Früchte tragen kann hinein in unsere Zeit und für unsere Zeit. Wir pflegen unsere Wurzeln, in dem wir zeigen, was uns unser Glaube bedeutet. In der vergangenen Woche fand die London Konferenz statt. Auf dieser Konferenz treffen wir uns alle zwei Jahre mit unseren anglikanischen Geschwistern. Dieses Mal haben wir Berliner Kirchenleute uns mit der Delegation aus London mehrere Tage darüber auseinandergesetzt, was es heißt in einer zunehmend säkularisierten Gesellschaft den Glauben weiterzugeben. Die Engländer gehen dabei viel freier mit Worten wie Mission und Evangelisation um. Für uns sind diese Worte häufig noch negativ konnotiert, transportieren Erinnerungen an koloniale Unterdrückung und fundamentalistische Enge. Aber wenn wir uns von diesen Fesseln lösen können, werden wir freier und mutiger für unseren Glauben und seine Lebenstauglichkeit zu werben. Wir werden selber mit unserem Leben und Handeln zeigen, welche befreiende Wirkung die Botschaft vom Auferstandenen hat.

Darum bin ich so dankbar, dass hier so viele Menschen sind, die sich für ihre Domgemeinde engagieren und viel von ihrer Kraft hier einsetzen.

Die Entfernung von unseren christlichen Wurzeln hat auch zur Folge, dass man sich heute eher davor fürchtet, einander zu nahe zu treten. Das wiederum führt zu Vereinzelung und auf Dauer zu Vereinsamung. Und das betrifft uns besonders in Berlin, der Stadt der Singlehaushalte.

In Groß Britannien hat man die Gefahr der Einsamkeit erkannt, dort gibt es inzwischen sogar ein „Ministerium für Einsamkeit“.

Einsamkeit ist die Krankheit unserer Zeit. Vielleicht hat der Auszug der Menschen aus den Gemeinden mit dieser Einsamkeit zu tun, oder damit, dass wir sie nicht mehr berühren!

Nicht berührt werden, nicht in Kontakt kommen, seelisch, aber auch körperlich- ein Phänomen unserer Tage. Und so gehört es in meinen Augen auch zu den Verlusten, dass sich in unserer evangelischen Tradition das Ritual der Salbung verloren hat. Es ist zwar hier und da in den letzten Jahren wieder aufgelebt, aber es kann keine Rede davon sein, dass es wieder Zugang in unsere liturgische Tradition gefunden hat. Mag sein, dass es bei uns eher spröden Protestanten auch in Zukunft keine große Chance hat. Aber einen Menschen zu berühren mit wohlthuendem Öl, ihn zu salben, das gibt dem Segen einen körperlich anhaftenden Ausdruck.

Berührt sein, berührt werden- das ist das Gegenprogramm zu dieser Welt, in der die isolierte Singularität zum menschlichen Seelenzustand wird wie es die Erlanger Theologieprofessorin Johanna Haberer beschreibt. Die Gemeinde ist ein Netzwerk gegen diese Einsamkeit; und dazu tragen Sie, liebe Ehrenamtliche, bei mit all Ihrem unterschiedlichen Tun in und für die Gemeinde. Und darüber können wir uns gar nicht genug freuen, dafür können wir Ihnen gar nicht genug danken. Dass Sie so viel Zeit spenden und Energie einsetzen.

Luther hat es –wie so oft- wunderbar formuliert: **Christen, die beten sind wie Säulen, die das Dach der Welt tragen.**

Auch wenn wir oft nicht die besseren Menschen sind, sondern genauso wie die anderen getrieben und geplagt sind von unseren Unzulänglichkeiten, unsere christliche Gemeinschaft will eine heilende sein. Diese Kompetenz ist uns zugesprochen und wir sollten sie stolz und fröhlich ausüben! In einer Gesellschaft, die sich zunehmend virtuell, körperlos verständigt, verlieren sich die Menschen im wahrsten Sinne des Wortes aus den Augen. Aber es bleibt eine der unmittelbarsten menschlichen Sehnsüchte: wahrgenommen zu werden. Die für mich nach wie vor treffendste Kirchentagslosung, die unseres Berliner Kirchentages drückt unser Hoffen und Sehnen aus: Du siehst mich! Du siehst mich Gott!

Unsere Gemeinschaft der Betenden und Handelnden lebt schon hier eine Anderswelt, oft ruckelig und allzu menschlich, aber immer mal blitzt schon etwas auf von dem, was uns versprochen ist von Gott, der uns entgegen kommt.

Da liegt die große Sache, die Herzensangelegenheit der vielen Menschen, die sich in unserer Kirche um andere bemühen. DANKE!